



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus der Wiener Gesellschaft. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Aus der Wiener Gesellschaft.

### I.

Heimkehr. — Alt- und Neu-Wien.

Nun sind sie Alle zurück! Die Einen aus den böhmischen Wäldern, wo sie auf Hirsche und Rebhühner gejagt, die Andern von den steyerischen Hochalpen, wo sie Tage lang auf die vereinsamten Gemsen gelauert, die letzten Abkömmlinge jener lustigen Heerden, die vor Jahrhunderten in Schaaren auf diesen Gebirgen gehaust, und die der utilitarische Sinn der Civilisation decimirt hat. O Gemse, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. Sie bedenken nicht, daß du selbst ein Bild jenes alten Ritteradels bist, der früher auf seinen felsigen Horsten so selbstzufrieden gelebt, müßig über Berge jagte, unbekümmert um das fleißige Hausthier, das in den Ebenen unten die Ackerfurche zog und auf der staubigen Landstraße die Waarenballen schleppte! Nun hat der Schuß aus der Tiefe dich wie sie aufgeschreckt; Viele, Viele, die ihr Horn stolz den Wolken zeigten, sind herabgestürzt von der Höhe und die Uebriggebliebenen ziehen sich noch scheuer von den Thälern und Tiefen zurück, wo die gemeinen, fleißigen Menschen hausen.

Auch die Frauen sind heimgekehrt — schöne Sünderinnen, die in den Bädern von Gastein, Ischl und Töplitz die schwachen Nerven in Schwefel- und Salzquellen gestärkt, lustige Bäderinnen, die im ernstern Schooße der Natur zwei, drei Monate lang den Sünden der Gesellschaft abschwuren, um bald darauf Schwur und Vorsatz leichtsinnig wieder zu vergessen. Der katholische Glaube hat unter den Frauen stets die eifrigsten Anhänger. In dem großen Dome der Natur gehen sie des Sommers gern zur Beichte, holen sich Ab-

Grenzboten, 1845. IV.

solution für die Sünden des Winters, um dann mit leichteren Herzen in die frühere Weltlust von neuem sich zu stürzen. Priesnitz ist nur ein moderner Tezzel und jeder Badearzt ein mehr oder minder großer Ablasfrämer.

Auch der Banquier ist wieder zurück, steht vor seinem schwarzgesprenkelten und gestempelten Contobuche mit leuchtenderen Augen als vor dem grünen Lebensbuche der Natur, und glückt es ihm, zu seiner Vermögenssumme neue Nullen hinzu zu malen, was ist ihm dann Wald und Berg und Strom und Haide, jedes dieser kleinen ovalen Zeichen ist ihm ein Weltglobus, der ihn mit Schöpferstolz erfüllt, den Künstler in Zahlen, den Gott im Einmaleins. — Auch der Beamte, das arme Müllerpferd, hat wieder seinen Sack aufgeladen und geht den schweren, trägen Schritt gedankenlos dahin. Der Musiklehrer, der bescheidene Schulmann, der geschäftige Kleinhändler und wie sie alle heißen die fleißigen Familienväter, die für die kleinen Ersparnisse ihrer schweißbedeckten Arbeit Weib und Kind vor die Linie hinaus — aufs Land geschickt haben, und dann spät Abends die Wanderung hinaus antraten, um frühzeitig wieder nach der Stadt an ihr Tagewerk zurückzukehren, und die stillvergnüglih sich einbilden, sie haben den Sommer auf dem Lande verbracht, sie sind alle mit Säcklein und Päcklein längst zu ihrem vierten Stock wieder heimgezogen. Die Stadt ist complett, das Schiff ist gefüllt, die Segel werden ausgespannt zur sechsmonatlichen Winterreise, und Jeder sucht auf dem Verdecke, in der Kajüte, in dem obern oder untern Schiffsraume, wo er seinen Platz hat, so bequem als möglich sich einzurichten.

Aber was treibt nun dieses vollgebrängte Schiff, abgeschnitten von Land und freier Natur, abgeschnitten von dem Wechselleben mit andern Nationen, während eines ganzen Winters? Wien hat den Ruf für eine der vergnügungssüchtigsten, lustgefegeften Städte der Welt, und doch ist sie im Grunde eine der bescheidensten, ja eine der monotonsten. Familienleben und Sinnenleben sind ihre beiden Hauptfaktoren; aber wo findet man diese nicht? Das Familienleben ist in kleinen Städten noch inniger und das Sinnenleben in vielen andern viel ausgehnter. In letzterer Beziehung steht sogar Hamburg über Wien, und um nur einen Beweis hervorzuheben, wie sehr Wien unter seinem Rufe ist, so vergleiche man nur die viel-

citirte Wiener Gaumenlüsternheit mit der von Hamburg, Bremen u. s. w. Der „Speisezettel“ eines Wiener Gasthauses ist monoton, wie der Lections-catalog einer österreichischen Universität. Rostbratt, Mehlspeisen und Backhändel gerade so viel als man braucht, um seinen Magen zu füllen! Aber die außerordentlichen Fächer, die Anforderungen des leckern Geistes, des philosophischen und wissenschaftlichen Gaumens gehen leer aus. Nirgends ein öffentlicher Lehrstuhl für Austern, Hummern und für alle die tiefsinnigen Speculationen der kulinarischen Erkenntniß! Welch ein Unterschied dagegen in den freien Städten des Nordens, selbst in dem unfreien sanddürren Berlin. Was bei uns nur in den vorsichtigen Läden „italienischer Früchtehändler“ gesucht werden muß, was nur ausnahmsweise einigen eifrigen Forschern gleichsam nur erga schedam zugänglich ist, das bietet man anderswo auf Lehrkanzeln und Speisezetteln Jedermann an.

Ueberhaupt hat das alte Lied: „Es giebt nur a Kaiserstadt,“ die Friedens- und Schlafrunksmarseillaise der Wiener, seine Bedeutung verloren, und nur weil man mit ihm nicht weiter kann, fängt man es wieder von vorne an. In dem Character der Wiener ist eine Veränderung vorgegangen, über die man sich nicht täuschen darf. Das moderne Wien ist nicht mehr wie das alte die Stadt des „Spas“, sie ist kopfhängerisch geworden wie der Stephansthurm, und ein vorherrschender Ernst hat sich namentlich im Mittelstande festgesetzt: Frau Eva hat von dem Baume der Erkenntniß gegessen und sieht, daß sie nackt ist. Von den allgemeinen Wehen und Leiden der Zeit haben viele auch sie ergriffen, während ihre Freuden die alten stereotypen geblieben sind und manche Runzel im Antlitze tragen. Zu einer Zeit, wo in Deutschland alles noch Leichwasser und abgestandenes Leben war, da glänzte Wien wenigstens durch seine großartige Harmlosigkeit und Volksfreuden, durch ausgebildete Genußstätten, durch überwiegende Menschenzahl und legitimere Lustbarkeit. Seitdem aber die andern Deutschen deutsche neue Vergnügungsquellen gefunden haben, ist die Capitale Oesterreichs selbst in Bielefeld, was früher ihren Ruhm ausmachte, überboten und paralysirt worden. Die Kaiserstadt zehrt, wie der Frankfurter Kaisersaal, nur noch von dem alten Ruse, jüngere Geschlechter haben sich vorgebrängt, neue Städte haben sich fast zu gleicher Volkszahl empor-

geschwungen und die modernen Köck und Gustes haben fast die alten ehrsamten Staberl und Mariandls vom Schauplatz verdrängt.

## II.

### Der Hochadel.

Fast bereue ich die Hauptüberschrift dieser Skizzen, und wer sie als schlecht gewählt tadelt, der thut es mit Recht. Wiener Gesellschaft? Es giebt in Wien Gesellschaftskreise, aber es giebt keine Gesellschaft. Jener Begriff, den man in Paris mit dem Worte la société verbindet, ist ein ganz anderer als hier. In Frankreich ist jeder Mann von Erziehung, von unabhängiger Stellung und feiner Sitte ein Mann der Gesellschaft. Selbst die spröde, zurückgezogene legitimistische Aristokratie des Foubourg St. Germain öffnet ihre Salons den hervorragenden Namen Frankreichs, die nicht gerade im politischen Widerspruche zu ihr stehen. Künstler, Dichter und Gelehrte werden auch in diesen exclusiven Kreisen als eine Zierde und Würze der Gesellschaft betrachtet, und mit jener Auszeichnung empfangen, die dem Geiste und dem Talente gebührt. Was jedoch in Wien eigenmächtig den Titel der Societät usurpiren will, das ist nur eine Coterie, wo die Todten mehr zählen als die Lebendigen, der Stammbaum mehr als die Früchte, und wo die Doppelzahl der seize quartiers de rigueur auch die Noheit und Ignoranz zur Aufnahme patentiren. Zwar werden auch hier die Künstler als Würze angesehen, aber ungefähr wie man die Lorbeerblätter bei der Sauce gebraucht; nachdem sie ihren Dienst gethan, werden sie weggeworfen. Man erröthet im heiligen Namen der Kunst, die sich zu so niedrigem Dienste hingeben muß, vor Scham und Zorn, wenn man erfährt, daß die ausgezeichnetesten Künstler, nachdem sie die Ohren und Nerven einer hohen aristokratischen Soiree, zu der sie geladen wurden, magnetisirt, begeistert haben, dann an einem extra Tische abgesselt, und nachdem das improvisirte Concert zu Ende ist, mit einem Geschenke nach Hause geschickt werden, ohne an dem Rest der Gesellschaft Theil zu nehmen. Dies ist keine Uebertreibung, sondern eine in unserem high life ganz gewöhnliche Sitte! Ich kenne einen jungen Künstler, in dem der frische Jugendmuth und die Begeisterung für die Würde seines Berufes noch zu heftig lebt, um ihn in den Morast der Wohltheneret vieler feiner

handwerkemäßigen Kollegen untergehen zu lassen. Dieser junge Mann war zum ersten Male zu einer solchen Soiree in einem der Palais der k. k. Hochtories geladen. Nachdem das Concert zu Ende war und die hohen Herrschaften zur Contredanse sich anschickten, wurden die anwesenden Künstler von dem Kammerdiener eingeladen, sich in einen andern Saal zu begeben, wo ein Abendessen für sie bereitet sei. Der erwähnte junge Mann, über eine solche Herabsetzung empört, bestand jedoch darauf, daß ihm ein Fiaker geholt werde, und als dieser ankam, rief er — von der breiten Treppe herab dem Kutscher zu: Fahr mich zum Rebhünl!\*)

Doch vielleicht liegt die meiste Schuld solcher Scenen an dem niedrigen Geist vieler unserer Künstler, die bei mehr Achtung vor sich selbst, auch mehr Achtung von Andern erhalten würden; vielleicht auch stellt unsere Aristokratie die fahrende Zunft der Musiker und Schauspieler deshalb weniger hoch, als sie in ihrer eigenen Mitte Künstler aufzuweisen hat, die den gefeiertsten Meistern nichts nachgeben. Diese Gerechtigkeit muß man unserem Hochadel lassen. Musik und Zeichenkunst wird namentlich von dem weiblichen Theile mit einem Eifer, mit einem Ernst, und zum Theil mit einer Vollendung getrieben, als sollte dadurch der Mangel an ernster wissenschaftlicher Bildung bei der männlichen Hälfte aufgewogen werden. Siebt nun das Kunstgenie wegen seiner geringen Seltenheit keine sociale Ebenbürtigkeit — so sollte diese um so sicherer dem Genie in andern Gebieten zuerkannt werden. Die österreichische Aristokratie hört sich lieber mit der englischen als mit der französischen vergleichen, und ihr jüngster Tribun, der Verfasser der Schrift: „Oesterreich und seine Zukunft“ hat diesen Vergleich offen ausgesprochen. Wenn er nur nicht so sehr hinken würde! In dem high life Londons spielt das Talent eine der wichtigsten Rollen, es ist die ununterbrochene Quelle, aus welcher die Aristokratie ihre Reihen verjüngt. Der Sohn des Fabrikanten Peel ist einer der vornehmsten und gefeiertesten Männer der hochtoryistischen Gesellschaft. Kein Mensch denkt an die bürgerliche Abstammung Sir Roberts. Und noch viele, viele andere Männer, die nicht auf so hohem Posten stehen, nehmen in der Gesellschaft vermöge ihres Talentes den Rang ein, den

\*) Eine bekannte Kneipe.

andere nur kraft ihres Blutes erhielten. Wie sticht dagegen der bornirte Dünkel des Wiener high life ab; hier werden selbst dem genialsten Staatsmann seine bürgerlichen Eltern nicht vergessen, und hätte der Kaiser noch so hoch ihn erhoben, und hätte der Staat ihm die Verwaltung seines ganzen Vermögens anvertraut; die „Crème“ wird aus Höflichkeit, aus Rücksicht für den Hof und vielleicht aus unwillkürlicher Achtung ihm entgegenlächeln, aber verschwägern wird sie sich nicht mit ihm. —

In England ist die Stammtafel der Frau von keinem Belange; die Adelsgeschlechter Großbritanniens zählen nach Männern! Der Mann ist es, der seinem Stamme den Adel erworben, und billig ist es auch der Mann allein, der ihn fortpflanzt. In Oesterreich aber muß die Henne eben so viel Federn haben wie der Hahn. Ist denn die Mannheit des österreichischen Adels weniger intensiv, weniger stark in Ehre, daß das Blut der Frau erst dazu steuern muß, um diese Ehre ungeschmälert den Kindern vererben zu können? Welche Begriffsconfusion! Männern aus den Geschlechtern der Liechtenstein, Sternberg, Schwarzenberg, Auersperg, Kollowrat, Colloredo u. s. w., Geschlechter, die viele wackere Helden und ruhmvolle Namen dem Vaterlande geliefert, sollen der Hälfte ihrer Ehre sich begeben, sollen nicht die unbescholtene Jungfrau, die sie zur Gattin wählen, durch diese Wahl den besten Frauen des Landes gleichstellen können! Der einfachste Bürger sucht seinen Stolz darin, die Würde seines Hauses sich selbst zu danken, und Männer deren Vorfahren dem Staate oder — um mich legitim auszudrücken — dem Monarchen mit Ehre gedient, Männer die vielleicht selbst schon Gelegenheit hatten, manigfache Verdienste sich zu erwerben, machen die Ehre ihres Hauses und ihrer Kinder von dem Glanze ihrer Frau, ihres Schwiegervaters, ihrer Schwiegermutter und deren Sippschaft abhängig! — —

Die österreichischen Ladies fühlen die große Macht, welche das Vorurtheil ihnen eingeräumt, und machen sie mit aller Tyrannei weiblicher Strenge geltend. Vielleicht durchzieht sie die leise Ahnung, daß der Tag nicht sehr ferne mehr ist, wo an diesem Vorurtheile gerüttelt wird, wo das Volkblut im Preise fallen und selbst die stolzesten Tories, um ihre sinkende Macht zu stützen, bürgerliche Frauen ihrem Stamme einverleiben werden, wie doch bereits der ober-schlesische Adel untereinander die Convention geschlossen hat, ehrsame Bür-

gerstöchter nicht mehr als unebenbürtig zu betrachten, (aber Geld muß sie haben! — heißt die lachende Bedingung). Darum ist auch die Inquisition Spaniens, das heimliche Gericht des Mittelalters und die Censur Oesterreichs noch mild zu nennen im Vergleiche zu der Censur, zu der Inquisition und dem Gerichte, welche unsere zartgliedrige weibliche Hocharistokratie gegen die Eindringlinge der Bürgerklassen ausübt. Die Frauen sind es, welche den Löwenbund und die Ordensabstufungen der vielbesprochenen Crème und Crème de la crème eingeführt haben, die Frauen sind es, welche den „Resalliancen“ oft zu einem wahrhaft tragischen Ende verhelfen. Das zeitungslesende Publicum wird sich noch der Katastrophe erinnern, daß vor zwei Jahren ein junger Mann aus den ersten Familien des Landes, Graf U....., der mit einer jungen Dame aus einem achtbaren bürgerlichen Hause sich verlobte, kurz vor der Trauung sich erschoss, weil ihm eine Verwandte die Hölle so heiß gemacht, daß er den Schritt weder vor noch rückwärts zu setzen sich entschließen konnte. Der männliche Theil unseres höhern Adels ist im Grunde weit weniger hochmüthig, als mancher ufermärkische Krautjunker und westphälische Kohschinkenritter. Der Oesterreicher ist ein bon enfant (wenn mir's der Censur passiren ließe, würde ich sagen: ein guter Kerl), auch wenn er eine Grafenkrone im Wappen hat. Nimmt man einige Secken aus, so ist der wiener „Cawstler“ leicht zu behandeln. Er trägt auch lieber einen Caputrock als einen Frack, macht alle Volksschwänke gern mit, ist immer im dichtesten Hausen, gesprächig, lustig und einfach. Populäre Figuren, wie der Graf Ferdinand Palsy, wie der Graf S....., wie der Fürst Fr— Sch....., sind vielleicht in keiner andern Stadt zu finden. Sei es Klugheit, sei es Geselligkeitslust — man findet in unsern Beamten- und Banquiersalons häufig Personen aus den ersten Adelskreisen. Personen d. h. Männer! Die Damen der hohen Aristokratie würden sich lieber die kleinen Füßchen — oder auch die großen — abhauen lassen, ehe sie sie über die Schwelle eines bürgerlichen Salons setzen würden. Wenn Convenienz oder Artigkeit gebieten, einen Banquier, einen Beamten, einen Advocaten, Arzt oder Gelehrten ausnahmsweise zu Tische oder zur Abendgesellschaft zu laden, dann ergeht die Einladung stets nur an den Mann; die Frau mitzuladen, ist ein unerhörter Fall! Welch' ironische Höllenflämmchen kann man oft über

das feine Gesicht einer schönen Turnierfähigen hinziehen sehen, wenn im Theater oder im Concerte eine in ihrer Nähe sitzende Bürgerliche, die nur Tournure, aber keine Turnierberechtigung hat, nach Wiener Art mit „Gnädige Frau“ angeredet wird. Ging es nach ihrem Willen, so würde man sie noch heute im alten französischen Chronikstyl nur eine Adelige Demoiselle, oder wie in spätern schon etwas verfallenen Zeiten Desmoiselle nennen; und wie ehrwürdig waren nicht die Zeiten, wo noch der Titel Junker oder das altfranzösische Damoiseau nichts Lächerliches hatte. Aber nun die unehrerbietige, pietätslose Demokratie auch diese heiligen Namen in den Staub gezogen, muß man retten, was man kann! Wie weit diese Rettungsanstalten gehen, dafür möge folgende Thatsache sprechen. Im vorigen Winter wurden einige hiesige Zeitschriften plötzlich von dem Geiste Hermann des Cheruskers beseelt, und beschlossen, die Schauspielerinnen nicht mehr Madame X und Demoiselle Y zu nennen, sondern die guten deutschen Bezeichnungen Frau X und Fräulein Y dafür zu setzen. Ein paar Tage wurde dem hohen deutschen Volksgefühl unserer Theaterrecensenten keine Schwierigkeit in den Weg gelegt. Plötzlich an einem schönen Morgen fanden die deutschen Waffen einen Widerstand: der Censor hatte die Frau X zwar passieren lassen, aber das Fräulein Y war wieder in eine Demoiselle umgewandelt, und auf mündliches Befragen wurde der Bescheid ertheilt: der Titel Fräulein käme nur einer Adeltigen zu!

Jungfer! — hätte man einer Bürgerlichen erlaubt.

Es ist vielleicht unritterlich, dem schwachen Geschlechte seine Schwachheiten vorzuwerfen. So schreibt nur ein Noturier, wird vielleicht manche Betroffene sagen, wenn diese plebejischen Blätter das Unglück haben sollten, in ihre an den Vicomte d'Arlicourt und Charles de Bernard gewöhnten Hände zu fallen. Aber wir müssen selbst auf die Gefahr qu'on nous fasse la moue unsere Critik weiter führen. Mögen die Damen aus der Herrengasse, dem Minoritenplatze und wie das ganze wiener Quartier St. Germain heißt, das sich um die Hofburg und den Ballplatz reißt, sich ja recht hüten, uns an französische Zustände und Sitten zu erinnern. Die legitimistischen Kreise in Paris suchen ihre Ueberlegenheit über die anderen Fractionen der Pariser Sociétés nicht durch handgreiflichen Stolz und beleidigende Einschüchterung zu bethätigen, sondern durch

jene graciosen Traditionen, durch jene Eleganz der Sitte, des Geschmacks und des geistreichen Tones, den die alten Adelsgeschlechter Frankreichs noch aus den Zeiten des vierzehnten Ludwig überkommen und fortgepflanzt haben und dessen Ummachbarkeit selbst die demokratischsten Franzosen eingestehen. Die Wiener Adelswelt hat aber einerseits aus den Zeiten Carls VI. sehr wenig zu lernen, noch gibt sie sich Mühe, durch geistige Ueberlegenheit die aufstrebenden Bürgerklassen zu verdunkeln. Ihr Stolz geht bisweilen so weit, daß er die Humanität verletzt und die einfachsten Gesetze der Schicklichkeit bricht, die man doch von der in der Atmosphäre des Hofes lebenden Welt am ersten zu fordern berechtigt ist. — Ich war voriges Jahr Zeuge einer solchen Scene. Bei einem Concerte, das die Elite der Gesellschaft vereinigte, saß in der ersten Reihe ein verdienstvoller Gelehrter und höherer Staatsbeamter, der obendrein von gutem Adel ist. Neben ihm saß seine Frau, eine ausgezeichnete, lebenswürdige Dame aus einem der besten und reichsten bürgerlichen Häuser. Darauschte die vor Kurzem gestorbene Fürstin \*\*\*\*\* herein und nahm den leeren Sitz neben letzterer ein. Da das Concert noch nicht begonnen hatte, so richtete die artige Frau einige freundliche Worte an die Fürstin; diese aber maß ihre Nachbarin mit langem Blicke und wendete nach einem lakonischen Ja den Rücken, worauf jene empört den Concertsaal alsogleich in Begleitung ihres Gatten verließ. Ich muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß die erwähnte Fürstin keine Deutsche und der Schauplatz dieses Vorfalles in Ischl war; aber beides verschärft nur die erlebte Scene. Wenn derlei eine halbe Fremde sich erlauben kann, wenn derlei Dinge in einem Badeorte vorkommen, wo doch die ohnehin kleine, zum Theil kränkliche Gesellschaft auf ein gleichmäßigeres Zusammenleben verwiesen ist, wie erst —! — —

Die Gedankenstriche, die sich hier finden, bedeuten, daß wir an der Grenze stehen, wo diese leichten Gesellschaftsskizzen an das ernsthafte Gebiet der Politik stoßen. Was da anzuknüpfen wäre, gehört in einen anderen Rahmen. Hier soll keineswegs dem Adel als Institut der Krieg gemacht werden. Dazu ist in Oesterreich jetzt weder die Zeit, noch rath die höhere politische Klugheit dazu. An der Schwelle einer Uebergangsepoche, zu einer Zeit, wo der Gesamtstaat an eine Verjüngung und Erkräftigung denken muß, wo das

Bedürfniß zeitgemäßer Reorganisationen gemeinsam in allen Ständen, wenn auch in verschiedenen Nuancen, gefühlt wird, wäre es thöricht, diese Stände unter einander zu hegen und mit einander zu veruneinigen. Wenn der österreichische Adel — und darunter ist natürlich blos der große, Grundbesitzende, und nicht der ganze wappen- und präntionsreiche Heerhaufe von Stellenjägern zu verstehen — die Zeit und seine Stellung zu ihr erkannte, so wäre ihm noch eine weite und wirkungsreiche Zukunft in Oesterreich vorbehalten. Hier, wo die Demokratie sich noch nicht ausgebildet hat, würde es ihm leicht werden, ein friedlicher Führer der Nation auf ihren Entwicklungsgängen zu werden. Die ständischen Rechte, die er unverzeihlicher Weise durch so lange Zeit schlummern ließ, enthalten reiche Elemente eines freieren Staatslebens. Wäre es ihm warm ums Herz, wüßte er sich aus seinem Sybaritenthum aufzuraffen, hätte er Nationalgefühl und Großsinnigkeit, um nicht engherzig seine Rechte für sich allein auszubeuten, dann könnte er eine lebenswarme Pulsader werden, welche Haupt und Glieder, Regierung und Volk besser und gesünder vermittelt, als die Galvanisierungsmaschine der Bureaucratie. Doch Ständeleben, Provinzialfreiheit, Gemeindefelbstständigkeit, abgelöster Frohdienst, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, Canäle, Vicinalstraßen sind theils so langweilige, theils so unerhörte Dinge! Wer wird von solchen Gegenständen in einer Wiener Gesellschaft sprechen? Diese aber ist's allein, der diese Zeiten gewidmet sind. Darum zurück zu dem Hauptthema — das nächste Mal!